

Sitzungsberichte

der

königl. bayer. Akademie der Wissenschaften
zu München.

Jahrgang 1867. Band II.

München.

Akademische Buchdruckerei von F. Straub.

1867.

In Commission bei G. Franz.

2) Zur Gudrun.

Das Urtheil über den ästhetischen Werth der Gudrun-dichtung steht seit langem fest und an dem, was W. Grimm 9 Jahre nach der ersten Bekanntmachung des Gedichtes (deutsche Heldensage S. 370) mit feinem Sinne vorgezeichnet, hat sich seitdem in der Hauptsache durch keinerlei Forschung oder Erwägung etwas Wesentliches geändert. Anders mit der Texteskritik und dem Urtheil über die Entstehung des Werkes. Je unsicherer der Boden, desto schroffer stehen sich hier die Ansichten gegenüber, an deren Versöhnung niemals gedacht werden kann. Dazu kömmt, dass die Hoffnung, welche man lange auf W. Grimms treue Pflege des Werkes setzen durfte, sich am Ende hinfällig gezeigt hat. Schon J. Grimm sagte mir bei seiner letzten Anwesenheit in München, dass nichts Fertiges für die Gudrun vorgefunden sei und durch Ernst Martin (Bemerkungen S. 6) wird diess jetzt weiter bestätigt.

Ich bin hier, wie überall, meine eigenen Wege gegangen, d. h. ich habe den Hagenschen Abdruck vorgenommen, und zu wiederholten Malen durchgearbeitet, ohne eine der Ausgaben oder Uebersetzungen aufzuschlagen. Als ich später zur Vergleichung kam, fand ich, dass meine Kritik viel radicaler war, als die meiner Vorgänger. Ob darin Verdienst oder Tadel liegt, hat sich zu zeigen. Mein Absehen war übrigens, wie sich von selbst versteht, ebenso ein exegetisches, wie ein kritisches, da mir vorkömmt, dass die Gudrun dieser Hülfe so bedürftig sei, wie der anderen, und beide Thätigkeiten ja auf das eine höchste Ziel hinarbeiten, den geistigen Genuss, wie wir ihn an unseren besten mittelhochdeutschen Gedichten haben, mehr und mehr zu verfeinern, zu vertiefen und durch diese Läuterung den harmonischen

Eindruck des einzigen Werkes auch für Laien und Lernende zu erhöhen, falls nämlich überhaupt Jemand noch so bescheiden sein sollte, sich zu diesen zu rechnen, bei dem kolossalen Aufschwung, den die deutschen Studien, wie man sagt, seit ihrer Emancipation von den früheren verdriesslichen und für geniale Köpfe nur störenden Methoden genommen haben.

Dass ich meine Bemerkungen auf alle Theile der Gudrun ausdehne, wird wohl Niemand so verstehen, als ob ich das Werk in seiner vorliegenden Gestalt für einheitlich oder ursprünglich hielte.

Wie die Nibelunge ist es durch öde und weitschweifige theils einer manirirt höfischen, theils einer niedern Geschmacksrichtung schon des 13. Jahrhunderts zur Last fallende Erweiterungen das geworden, was dem modernisirenden Schreiber der Ambraser Handschrift vorgelegen, verzerrt und verschwommen, aber auch so ein schwer zu beklagender und zu ersetzender Verlust. Diese Vorlage wieder herzustellen ist die noch immer ungelöste Aufgabe, zu der ich hier einen Beitrag gebe.

Ehe ich zu den einzelnen Stellen übergehe, habe ich ein bisher in Deutschland unbeachtetes, vielleicht unbekannt gebliebenes Zeugniß über Verbreitung und Fortleben der Gudrunsage einzutragen und meine Folgerungen daraus vorzulegen. Es findet sich bei Barry, *History of the Orkney Islands*, London 1808, S. 489—95 unter dem Titel: a ballad, taken from the mouth of an old man in the same island (nämlich Fula), the subject of which is a contest between a king of Norway and an Earl of Orkney, who had married the kings daughter, in her fathers absence, and without his consent. Diese „Ballade“ in 35 vierzeiligen Strophen wurde im Jahre 1774 dem schottischen Reisenden Low von einem alten norsischen Bauern (Udaller) in der norsischen Sprache diktirt, die damals noch von einigen Personen auf dieser

Shetlands - Insel gesprochen wurde. Ein Blick auf die Karte zeigt, warum die alte Sprache sich hier am längsten erhalten konnte. Fula oder Foul, (norw. Fugl oder Fugley) liegt mit seinen 5 konischen Sandsteinhügeln weit draussen in der Westsee und ferne von der eigentlichen Shetlandsgruppe, weshalb man auch seinen Namen (Vogel) von der Aehnlichkeit mit einem in weiter Ferne schwimmenden Seevogel ableitet. Da der Aufzeichner indess der Sprache nicht kundig war, liess er sich auch noch eine Inhaltsangabe des Gedichtes von dem Erzähler mittheilen, die sich glücklicher Weise erhalten hat und gedruckt ist, denn das norsische Original ist so unverständlich, dass ohne diese Paraphrase sein Inhalt vielleicht für immer verdunkelt bleiben müsste. Diese weitere Mittheilung findet sich bei Samuel Hibbert, *description of the Shetland islands*, Edinburgh 1822 p. 561 ff. Hibbert berichtet: It was not many years before Mr. Low's visit to Shetland in the year 1774, that numerous songs, under the name of Visecks, formed the accompaniment to dances that would amuse a festal party during a long winters evening. When the corn waters of Hamburgh had gone merrily round, when the gue, an ancient two-stringed violin of the country, was aiding the conviviality of Jule, then would a number of the happy sons and daughters of Hialtland take each other by the hand, and while one of them sang a Norn (= norrönisch) viseck, they would perform a circular dance, their steps continually changing with the tune. Dazu der melancholische, aber in allen Ländern gleiche Schluss: In the middle of the last century, little of the Norwegian language remained in the country, and these visecks being soon lost, they were followed, as a clergyman of Unst informed Mr. Low, by playing at cards all night, by drinking Hamburgh waters and by Scottish dances. Von diesen Tanzliedern nun, die sich auf den Färöern zahlreich und bis auf den heutigen Tag erhalten

haben, wusste der Bauer William Henry von Gøttorm auf Fula ganz allein um 1774 noch einige auswendig¹⁾, unter diesen unsre Gudrunsage, auf welche zuerst P. A. Munch im Jahre 1839 aufmerksam machte (*Samlinger til det Norske Folks Sprog og Historie* 6. Bd. Christiania), in seiner grossen Abhandlung: *Geographiske og historiske Notitser om Orknøerne og Hetland*. Er theilt die Ballade mit, sucht sie so gut es geht, in einigen Stellen zu emendiren, kommt aber zu dem Resultate: „Eine genügende Erklärung des Gedichtes zu geben, ist wohl unmöglich, aber die folgenden Andeutungen werden doch eine Idee von dessen eigentlichem Inhalte geben“. S. 120 Note 1. Er erkannte natürlich, dass hier die Hedinsage vorliege, worum sich weder der Pfarrer Barry noch der Geognost Hibbert noch der Reisende Low kümmern konnten, und brachte den etwas altmodisch stylisirten englischen Prosainhalt in die Form, welche sich für eine germanische Sage eignet und die ich hier wiedergebe.

Es heisst also: „Hiluge, ein vornehmer Mann am norwegischen Hofe freite um die Königstochter Hildina, erhielt aber einen Korb, obwohl der Vater ihm hold war. Als einmal der König und Hiluge auf einem Kriegszuge fort waren, landete der Orkney-Jarl in Norwegen, traf Hildina, verliebte sich in sie und sie in ihn, sie wurden eins und flüchteten auf die Orkneys, wohin ihnen nach ihrer Rückkehr vom Kriegszuge der erbitterte Vater und Hiluge mit grossem Heere folgten, um den Raub zu rächen. Hildina überredete den Jarl, unbewaffnet dem Könige entgegenzugehen und um

1) Low sagt: It (the Norse) was evidently much mixed with English. None of the Natives could write the ancient language and few could speak it. The best phrases were lost, and little more remained than the names of a few objects and two or three remnants of songs, which an old man (William Henry) of Gøttorm could repeat, though indistinctly.

Gnade zu bitten; er liess sich rühren, verzieh und gab sogar seine Einwilligung. Kaum war der Jarl fort, um Hildina die frohe Kunde zu bringen, als Hiluge, indem er des Jarls Vermessenheit aufs Schlimmste schalt, den König zu neuem Grimme reizte und dahin brachte, alle seine Gelübde zurückzunehmen. Es kam nun zum Zweikampfe zwischen Hiluge und dem Jarl und dieser fiel. Sein Haupt warf Hiluge mit den härtesten Schmähungen Hildina vor die Füsse, die ihm mit scharfer Gegenrede im Herzen blutige Rache gelobte. Sie musste ihm nun nach Norwegen folgen, wo er seine Freierei wieder anfang. Lange weigerte sie ihre Hand; aber der Vater setzte ihr mit Bitten zu und endlich gab sie ihr Wort, unter der Bedingung, dass sie selber beim Brautfeste den Wein in die Becher schenken dürfe. Diess wurde zugestanden. Als die Hochzeitgäste beisammen waren und zu Tische kamen, schenkte ihnen Hildina mit Schlafkräutern versetzten Wein und bald lagen Alle in tiefem Schlummer. Da liess sie ihren Vater hinaustragen und warf Feuer ins Gästehaus. Alle wurden darin verbrannt. Hiluge, der beim Krachen der Flammen erwachte, bat um Gnade; aber Hildina antwortete ihm so hart, wie er, als er ihr des Jarls Haupt brachte und liess ihn in der Lohe sterben“. Munch bemerkt dazu: „Wenn man hier den Jarl Hedin nennt, und annimmt, was nicht so unwahrscheinlich ist, dass Högnis Person in zwei getheilt ist, den König und Hiluge, um die Erzählung romantischer zu machen, finden wir den ersten Theil des orkneyischen Berichtes bis zum Kampf in hohem Grade mit der Sage übereinstimmend. Hiluge kann leicht eine Entstellung von Högni²⁾ sein, wie

2) Vom Standpunkte der Gudrun aus müssen wir es natürlich wahrscheinlicher finden, dass Hiluge = Ludwig sei. Ein solcher Ludwig (Lödver) kommt auch in der orcadischen Geschichte vor (Munch II, 132); allein noch näher liegt, Hiluge einfach als Illugi

Hildina offenbar eine von Hilde ist. Der Schluss scheint dagegen eine Nachahmung der Ritterromane des 13. und 14. Jahrhunderts, wie es denn überhaupt nicht unwahrscheinlich ist, dass die Sage benützt wurde, um als Grundlage für ein damals verfasstes romantisches Lied zu dienen. Uebrigens ist das Gedicht äusserst merkwürdig, denn aus den wenigen Stellen, die man verstehen kann, erhellt, dass es in ziemlich gutem Norwegisch war und bis auf das gemeinsame Versmaass der Kämpevise fast ganz übereinstimmend mit den färöischen Liedern.“ Munchs Bemerkungen sind in der Hauptsache vollkommen richtig; es ist die alte Hedeningsage, erweitert durch ein jüngeres, „romantisches“ Element, wie er es nennt. Gerade dadurch bildet es den Uebergang zu unserer deutschen Dichtung. Wir haben hier den gewaltigen Stoff der Gudrunsage, nur mit tragischem Ausgange und in jener Gedrungenheit, die wir an den besten epischen Romanzen der Spanier bewundern. Die tragische Wendung entspricht der um viele Grade düstreren Grundstimmung der nordischen Dichtung, wie ja auch die Sage von Hildebrand und Hadubrand, die in der späteren deutschen Fassung so erheiternd ausgeht, im Nordischen, wie Uhland zuerst nachgewiesen, mit dem Falle des Sohnes und später des Vaters durch den eigenen Blutsverwandten einen erschütternden Ausgang nimmt. Freilich ist das keine durchgreifende Regel; denn die Tristansage, naturalisirt und rationalisirt im zweiten Theile der Sage von Grettir dem Starken, bekömmt einen frohen, und sogar frommen und erbaulichen Schluss in der Geschichte von Thorsteinn und Spes. Das „romantische“ Element ist in Wirklichkeit das

= Illhugi = der Bössinnige zu deuten. Auch für die böse Gerlint, Ludwigs Frau, würde es auf den Orcaden nicht am Vorbild fehlen, nehmen wir nur Erich Blutaxts Wittwe Gunnhild und ihre Tochter Ragnhild, die beide der römischen Kaiserzeit Ehre gemacht hätten.

christliche, welches in der Gudrun, wie in den Nibelungen an die Stelle des heidnischen und fatalistischen getreten ist. Ich verstehe hier unter christlich nicht den christlichen Glauben, wovon in die Gudrun so wenig wie in die Nibelungen etwas Anderes eingegangen ist als äussere Züge, die zum Kostüm der Zeit gehören; sondern die christliche Lebensanschauung, welche, auf Dichtung angewandt, sich mit der fatalistischen Führung der Geschichte, die dem Heidenthum adäquat ist, ästhetisch nicht mehr befriedigen konnte und dafür eine freiere Selbstbestimmung als letzten Grund der Peripetie verlangte. Die fatalistische Führung ist die frühere und wo sie sich jetzt noch findet, die archaische. Sie herrscht im Indischen, Arabischen (1001 Nacht) und überhaupt in den orientalischen Literaturen, die unter indischen Richtungen und Einflüssen stehen, im Occident in den altnordischen Dichtungen, den kymrischen der Mabino-gion, obgleich deren Aufzeichnung tief in die christliche Zeit fällt, und überall im Volksmährchen, welches ohne Prädestination gar nicht zu denken ist, und seinen Haupttypus verlieren würde.

Um nun auf die Gudrun zurückzukommen, so sind die sämtlichen nordischen Fassungen der Sage fatalistisch, 1. das betreffende Capitel der jüngeren Edda. 2. Sörla þátttr (in F. S. N. I, 391 ff. und Flateyarbók I, 275 ff.) mit angeflicktem christlichen und historisch sein sollenden Schluss. 3. Die Erzählung des Saxo Grammaticus, obwohl schon zur Hälfte in seiner euhemerisirenden Weise. Ich werde später noch einmal auf sie zurückzukommen haben. Das Wesentliche, worin diesen drei Fassungen unsere Gudrun und die Shetlandballade gemeinsam entgegenstehen, ist die Einführung eines Nebenbuhlers, für den in der alten Sage noch kein Platz war, den aber die jüngere nothwendig hatte, um das veraltete fatalistische Motiv zu ersetzen und somit wieder ein Ganzes hervorzubringen. Auf

eine nähere Vergleichung beider unter sich will ich der Kürze wegen nicht eingehen, auch würde sie kaum zu weiteren sicheren Resultaten führen, als denen, die sich sofort ungezwungen dargeboten haben. Das Hauptmittelglied, die ältere Gudrundichtung, wie sie der Verfasser des Alexander kannte, fehlt ja zur Vergleichung, wiewohl so viel sicher scheint, dass es in der Einfachheit der Handlung auf Seite des Liedes, nicht des Gedichtes stand; denn, wenn ich die Stelle im Alexander recht verstehe, so sagt sie nur: auf dem Wolfenwerde wurde Hilden Vater Hagene von Waten erschlagen, während daneben ihr Bräutigam Herwich mit ihrem Bruder Wolfwin kämpfte. Dagegen hat mich die norwegische Ueberlieferung veranlasst, das Geographische der Gudrun mit Rücksicht auf die Orcaden zu untersuchen und ich habe da eine Reihe von Thatsachen gefunden, die in historischer und geographischer Hinsicht so weit zusammenstimmen, dass ich sie als Thesis aufstellen zu dürfen glaube³⁾.

Ich nehme also an, dass Ormanie = Orcanie, nicht die Normandie, sondern die Orcaden bedeutet, deren Name Orcania schon in den besten Handschriften des Nennius vorkömmt und dann durch das ganze Mittelalter hindurchgeht. Nicht daraus, dass die Gudrunsage sich auf Shetland bis 1774 erhalten hat, folgere ich, dass die Nachbarinseln ein Haupttheil des ursprünglichen Schauplatzes sind, denn da schon in der nordischen Ueberlieferung die Orkneyinsel

3) Wenn ich hiebei auf die neuesten Untersuchungen über die Gudrungeographie nicht näher eingehe, so möge Hr. Joseph Haupt nicht glauben, dass ich sein Buch nicht gelesen habe. Ich achte seinen Scharfsinn, seine Gelehrsamkeit und vor Allem seine mannhaftige Verachtung aller Clique und Reclame, aber zu seinen Resultaten kann ich nicht gelangen.

Háey⁴⁾ (das heutige Hoy, allein durch seine Berge hervorragend, daher sein Name Hochinsel) als Stelle des Kampfes zwischen Högni und Heðinn (statt des späteren Wülpen-sandes an der Scheldemündung) vorkömmt, so wäre das

4) Es ist kein Zweifel, dass in jeder kritiklosen und phantasievollen Zeit aus ein paar grammatisch missverstandenen Worten sich Sagen und Legenden entspinnen können, deren erster Keim ein Irrthum, deren entwickelnde Kraft die Logik der Phantasie ist. So haben wir zwei christliche Kreuzlegenden, die nur auf diese Art entsprungen sind. Die eine vom Kreuzstamme, der ursprünglich ein Zweiglein vom Baume des Lebens war, welches dem sterbenden Adam in den Mund gesteckt wurde, geht auf eine Stelle des Epiphanius zurück, die bloss erst sagt, Christus sei über dem Grabe Adams gekreuzigt worden. Das ist noch nicht das erste Missverständniss; *ὁ Χριστὸς ἐσταυρώθη ὑπὲρ τοῦ Ἀδάμ* wie wir uns die Urstelle etwa denken dürfen, heisst ebensowohl, Christus wurde für Adam (zu seiner Erlösung) als er wurde über Adam (über seinem Grabe) gekreuzigt. Wenn wir hier die letzte Quelle des Irrthums nur mit Wahrscheinlichkeit vermuthen können, so dürfen wir im folgenden Falle mit dem Finger auf die ipsissima verba des Neuen Testaments deuten, die zur Longinuslegende geworden sind. Longinus heisst es, war der römische Hauptmann, der die Seite Christi mit der Lanze durchbohrte. Er war blind und wurde sehend, als das Blut am Schafte herab auf seine Augen troff. Da wurde er der erste Christ. In moderner rationalistischer Zeit hat man die Legende vernünftig machen wollen, indem man sagte, Longinus sei nicht blind, sondern schielend gewesen. Sehen wir nun die Stelle Joh. 19, 34—35 genauer an, so zeigt sich, dass man zunächst *λόγχη* für Abkürzung oder *λόγχη ἐνυξέ* für die volle Form von *Λογγῆνος Λογγῖνος* = Longinus genommen und *εἰς τῶν στρατιωτῶν λόγχη* übersetzt hat unus militum, Longinus. Was der Evangelist im nächsten Satze von sich selbst sagt: *καὶ ὁ ἑώρακὼς μεμαρτύρηκε*, bezog man nun ebenfalls auf Longinus und übersetzte: und dieser, gesehen habend, gab Zeugniss. Wenn er gesehen hat, so muss er vorher nicht gesehen haben, war die Consequenz, also war er blind gewesen. Was konnte ihn von der Blindheit heilen, als das Blut Christi? Er gab Zeugniss, also Zeugniss von Christi Gottheit, folglich wurde er Christ. Diess ist gewiss ein schlagendes Beispiel von dem, was ich oben Logik der Phantasie zu nennen mir erlaubte, und wobei ich nur bedaure, dass ich

genügend gewesen, um den Schluss des Liedes dorthin zu verlegen. Vielmehr ziehe ich meinen Schluss aus einer Reihe von Thatsachen, die ich eben nur um die Orkneys herum zusammentreffend finde. Dass Cassiane, die Hauptstadt von Ormanie auf einer Insel liege, wird nicht gesagt, daher dem überhaupt die Ansicht durch das Gedicht geht, Ormanie liege auf dem Festlande. Die Jarls der Orkneyinseln waren nun bekanntlich norwegischer Abkunft und norwegische Vasallen geworden durch Harald Schönhaar, der es der Mühe werth fand, seine flüchtigen Landeskinder in eigener Person auf diesen Inseln zu unterwerfen und hier das Jarlthum einzurichten (um 872), den Stock des grossen und merkwürdigen Colonialreichs des nordischen Mutterlandes, welches Hjaltland, Orkneys, Färöer, Hebriden, Man, Theile von Irland und Schottland begriff. Zunächst unter den Jarls stund nun die Nordostspitze von Schottland, die eigentlichen Reste des Pictenthums gegen das von Süden und Westen vordringende Reich der aus Irland eingewanderten Südschotten oder des Kenedischen Stammes. Diesen Picten, zu deren berühmtesten Häuptlingen Macbeth gehörte, verdankt ihren Namen die stürmische Meerenge zwischen der Südspitze der Orkneys und der Nordspitze Schottlands der Pentlandfirth oder Frith, welches für Pettland = Pehtland steht, dem ags. *Peohtas* = *Picti* entsprechend. Die Nordostspitze Schottlands besteht aus der Grafschaft Caithness, norwegisch *Katanes* und im lateinischen Namen dieses pictischen Wortes finde ich unser Cassiane. Munch theilt in seiner zweiten ausführlichen Arbeit über diese zwei Insel-

unsern Mythographen, die germanisches Heidenthum überall, nur nicht, wo es wirklich ist, finden, das Vergnügen geraubt habe, den blinden Longinus mit dem blinden Hödr, und folglich Christus mit dem durchbohrten Baldr zusammenzustellen, was sonst ein so hübscher und besonders so wahrscheinlicher Einfall wäre.

gruppen (Annaler for Nord. Oldk. 1857) bischöfliche Urkunden mit, die sich auf die vereinigten Grafschaften Katanes und Sutherland beziehen, deren Kathedralkirche in Dornoch in Sutherland lag, während der Bischof selbst doch episcopus Cathanensis oder ep. Cathannie hiess. Cathannie und Cassiane, wird man zugeben, liegen nicht weit auseinander. Ob die Aussprache von th als s in Anschlag zu bringen, bleibt fraglich; doch verweise ich auf J. Grimms Abhandlung über das Necrologium Augiense (in Ant. Tidsskrift 1843 S. 67—75) wo das nord. þ durch z (Thórr durch Zor, Zur 1852, daneben Dur und Tur, auch Thur und Dhur) wiedergegeben wird. Ebenda finden sich auch Olaf, Volaf, Wolf nebeneinander, was ich bei meiner Erklärung der Blekinger Runen hätte anführen können und S. 73 Z. 3 von unten der ahd. Name unserer Heldin, Gundrun⁵⁾. Die Urkunden sind von 1223—45 und 1275.

5) Der Name Gundrun findet sich auch auf der letzten Seite der Füssener HS. der Regula S. Benedicti aus dem Anfange des IX. Jh. Im sogenannten Strengalthochdeutschen lautet diess allerdings Kuntrun oder Kundrun, die jetzt beliebte Schreibung Kudrun aber entspricht gar keinem wirklichen Sprachstande; denn im Niederdeutschen, woher unser Name gekommen, heisst es Gûdhrûn oder Gûdrûn und das anlautende G veränderte sich nicht mehr, wenn im 12. Jhd. ein solches Wort ins Oberdeutsche übergieng. Die Schreibung Chautrun der Ambraser HS. beweist für uns gar nichts, als dass wir Kûtrûn schreiben müssten, wenn wir consequent sein wollten. Man wird sich darauf berufen, dass Zingerle den Namen in Tirol gefunden habe: (Pfeiffers Germania 1865 S. 476) der swaihof ze Cautrawn von dem rôten burggraven giltet 16 phunt aigen. Aber ich bin überzeugt, dass wir hier entweder eines der vielen rhätischen Wörter auf una haben, deren massenhafte Sammlung ein Hauptverdienst Steubs ist, oder vielleicht Umsetzung aus Caurtawn ursp. Curtun d. h. romanisch cortone = Hof, welches in der Form Kardaun bei Steub S. 125 aus der Gegend von Bozen nachgewiesen ist, und dass dieses Cautrawn so wenig aus dem deutschen Sprach-

In Cathannia hatten zwar nicht ausschliesslich, aber häufig die Jarls ihren Sitz und so musste der Name hinlänglich bekannt sein, um endlich auch in die Dichtung einzugehen, mit der sehr verzeihlichen Modification, dass der Name einer Gegend zum Namen einer Burg wurde. Die Frideschotten sind dann die am Frith sitzenden Schotten, d. h. eben die mit Norwegern vermischten Picten von Kaithness und Sutherland, deren Stellung übrigens nicht mehr klar genug aus den Angaben der Gudrun hervorgeht. Str. 611 sitzt Ludwig richtig in Frideschotten.

Ein Zug hat sich fest erhalten, der unseren poetischen Herrn von Ormanie mit den historischen Herrn von Orcania gemeinsam ist, ihr Vasallenthum. Freilich wird es vom wirklichen König von Norwegen auf den norwegischen König in Irland übertragen, indem zu wiederholten Malen

schatze erklärbar ist, als Hrn. Prof. Schneller's Versuch, die sogenannten rhätischen Inschriften aus dem Griechischen zu deuten, wirklichen Bestand haben kann bei allem „Sprachwitz“, den er unlängbar darauf verwendet. Dagegen findet sich in Innsbruck selbst ein Name des Gudrunkreises. Die Vorstadt jenseits des Flusses heisst Hötting, alt (XII. Jh.) Heteningen, also die Urform unserer Hegelinge, altn. Hjaðningar. Freilich braucht hier, wie bei dem benachbarten Mieming (XI. Jh. Mieminga) und Heiming die german. Heldensage nicht direkt vorausgesetzt zu werden, denn Hedin (unser Hetel) oberdeutsch Hettin, altn. Heðinn, bei Saxo Hithinus ist ein Wort allgemeiner Bedeutung und heisst bloss Kämpfer, von derselben Wurzel, von der hadu = Kampf kömmt, durch das active Participialsuffix ana-s (goth. n-s, altn. in-n, alts. und ags. en) gebildet und vielleicht schon im Völkernamen Χαίθεινοί vorhanden, (welche Ptolemaeus in Σχαρδία neben Φανόραι, Φιγαῖσοι, Γούται, Λαυξίωρες und Λευῶνοι nennt) wenn man dessen αι als in e gebrochenes i fassen darf und nicht vielmehr mit Zeus (D.N.St. 159) von heið in Heiðmörk u. s. w. ableitet, welchem widerspricht, dass ð hier radical ist (goth. haiþi, ags. haed, engl. heath) und folglich Ptolemaeus Χαίθεινοί hätte schreiben müssen.

gerade der Umstand dem Hartmuot als Grund seiner Unebenbürtigkeit vorgeworfen wird, dass sein Vater Lehensmann von Hagene dem König von Irland gewesen sei. Allein die Jarls der Orcaden stunden mit diesen irisch-norwegischen Königen in vielfacher Verbindung, wie denn gleich der zweite Jarl Sigurd mit König Thorstein dem Rothen von Dublin sich im Vereine bedeutende Landstrecken unterwarf und unter andern einen schottischen Häuptling oder Maormor, Maeldun erschlug. Es ist klar, dass man einen Jarl, wenn er mit einem König zusammen in den Krieg zog, als den Geringeren ansehen musste, obwohl historisch das Reich der Orkneyjarle sich z. B. im 11. Jh. unter Thorfinn sogar über einen grossen Theil von Irland bis nach Dublin und über 9 schottische Grafschaften erstreckte. Ganz genau genommen stimmt die Geschichte sogar auch darin mit dem Gedichte überein, dass Thorfinn der Orkney-Jarl Katanes und Sutherland von seinem Grossvater mütterlicher Seite König Malcolm II. von Schottland zu Lehen erhalten hatte (vgl. Munch II, 649).

Wie hätte man auf der anderen Seite den Herzog von der Normandie als einen irischen Vasallen behandeln können, wenn Ormanie wirklich die Normandie wäre? So viel musste doch auch ein mhd. Dichter wissen, dass die Normandie in Frankreich lag und man dahin ebenso wenig 1000 Meilen zu Wasser hatte, als nach Polen. Für poetische Zwecke mag das Zusammentreffen mit der Wirklichkeit immerhin genügen. So wird in dem verwandten Gedichte von Haveloc der Held zum Sohn eines dänischen Königs Birkabeyn gemacht, während die Birkebeiner — man könnte es mit Sansculotten übersetzen — in Wirklichkeit eine politische Partei in Norwegen waren, an deren Spitze König Sverrir, der norwegische Napoleon, auf den Thron gelangte, ihn behauptete und vererbte.

Eine zweite Reihe von Thatsachen ergibt sich aus dem

Seezuge der Hegelinge und ihrer Verbündeten nach Ormanie. Zu Weihnachten lässt Hilde das Aufgebot ergehn. Als das Heer, 70,000 Mann, beisammen ist, sieht sie es von ihrer Burg Matelane aus, abfahren. Etmüller hat für Matelane ein urkundliches Matellia (jetzt Metelen) zwischen Rhein und Maas angeführt, was sehr gut passen würde. Es ist Hetels Burg in den Niederlanden, wohin der Wülpensand an der Scheldemündung nothwendig weist und durch welche die Sage ihren Durchgang genommen haben muss, um nach Mittel- und Oberdeutschland zu gelangen. Zu Matelane stimmt die Flottenrevue, die vor der letzten Abfahrt vor dem Wülpensande gehalten wird. Dann verschlagen sie Südwinde (Str. 1125) und sie treiben vor den Berg zu Givers, in das finstere Meer, wo sie von den Magnetsteinen angezogen werden. Nun beginnt Wate ein Schiffermährchen zu erzählen, ein wazzermaere, von dem Berge Givers, den die Darstellung in der Gudrun mit dem wirklichen Berge, vor dem sie lagen und von dem sie nicht loskommen konnten, confundirt. Suchen wir zuerst das fabelhafte Givers auszuscheiden. „Zu Givers in dem Berge, erzählt Wate, ist ein weites Königreich bewohnt, so reich, dass der Sand silbern und die Mauersteine von Gold sind; wen die Winde wieder von dem Lande heim führen, der ist sein Leben lang ein reicher Mann“. Schlagen wir in der Fundgrube mittelalterlicher Gelehrsamkeit, im Isidorus nach, so finden wir diese Gold- und Silberinsel oder vielmehr Inseln im XIV. Buch 6 Cap. Chryse et Argyre insulae in Indico Oceano sitae, adeo foecundae copia metallorum, ut plerique eas auream superficiem et argenteam habere prodiderint, unde et vocabula sortitae sunt. Dass diese Gold- und Silberinsel wirklich im Norden bekannt waren, beweist nun weiter eine Stelle aus der ungedruckten Sage von Kirjalax (κύριος Ἀλέξιος), von welcher Konr. Gíslason (in 44 Proever af Oldnordisk Sprog, Kjöbenh. 1860 p. 400—406) gerade das

Stück mittheilt, welches wir brauchen. Es heisst dort: Etwas später rüstet sich Kirjalax vom heiligen Lande (Jórsala-landi) fortzusegeln und wendet seine Fahrt nach der südlichen Erdhälfte. Und eines Tages sehen sie im Meere zwei Inseln, die ihnen wunderbar vorkamen; denn Nachts erhob sich von ihnen grosse Helle, von der einen weiss, von der andern roth. Als sie den Inseln nahe kamen, da fielen sie steil gegen die See ab und waren mit Felsen umschlossen, so dass sie nicht hinein kommen konnten. Diese Inseln nennt Isidorus in seinem Buche Chrisen und Argiren, darum, weil die eine Gold in so grossem Ueberflusse wie Steine auf den Bergen hat, die andere ebenso grossen Ueberfluss an Silber, und davon entstand die grosse Helle am Firmamente, welche das glänzende Metall von sich gab. Von da segeln sie an Indiens Seeküsten“. Das Weitere braucht nicht mehr übersetzt zu werden, es handelt vom indischen Golde, welches ebenfalls so gemein, wie Bergsteine ist, von Drachen und Greifen, vom Phönix, von den Zimmetvögeln (fuglar sem cinnami heita), Papageien, endlich einem mörderischen Kampfe der Ritter mit Greifen. Dieser Kirjalax hatte die ganze Welt ausgefahren, Asien, Afrika bis zu den Säulen des Herkules.

Kein Zweifel, dass wir hier das Original unseres Givers vor uns haben; sehen wir etwas genauer zu, so stellt sich auch das Wort ein. Argiren wurde missverständlich in ar und giren getrennt, indem man ersteres für die nordische Präposition at = zu hielt und giren als givers verlas. Die Zahl der Züge ist gleich und die Möglichkeit des Irrthums so naheliegend, als man es in einem solchen Falle nur wünschen kann. Das ist also das wazzermaere Watens. Fassen wir nun den übrigen Inhalt des Gudrunberichtes, nach Ausscheidung der Gold- und Silberinsel, schärfer ins Auge, so enthält er gar nichts, was nicht ganz genau mit den wirklichen Meeresverhältnissen an der Ostseite der Shetland—und

Orkneyinseln übereinstimmte. Die Flotte der Hegelinge ist in der Nordsee, will nach Cassiane, d. h. an die Nordostspitze von Schottland segeln, da wird sie von einem Südwind (Str. 1125 *sunderwinde*) verschlagen, (die *sluogens úf den sê*) und kommen in ein Nebelmeer, wo sie nicht vorwärts und rückwärts können, was sie dem Einflusse der unterseeischen Magnetsteine zuschreiben (Str. 1126). Eine solche Stelle findet sich nun gerade an der Südspitze der Hauptinsel von Shetland (Mainland). Sie heisst in norwegischer Zeit Dynrastarness, jetzt Dunrossnes, hat zwei Landspitzen, den hohen Vorberg Fitfulhead, früher Fitfuglahöfði im Westen, und Sunnboejarhöfði (Südbauspitze), jetzt Sumburgh Head im Osten. Letzteres ist von jeher durch seine Strömungen und Stürme berüchtigt, daher der Name Dynröst = brausende Strömung. Man lese folgende Schilderung eines Reisenden, der selbst jene Strömungen in einem Segelschiffe befahren hat (bei Hibbert S. 240). Es heisst: „Ein Gentleman theilte mir mit, dass er fünf Tage in einer Schaluppe zwischen Fitful Head und Sumburgh Head, die bloss drei Meilen von einander entfernt sind, Windstille gehabt habe (*had been becalmed*), ohne die eine oder andere Spitze passiren zu können, indem die eine Strömung das Schiff in den westlichen, die andere in den östlichen Ocean trieb. Oft wurde die Schaluppe von der Fluth ganz nahe an die Küste getrieben, aber die Strömung führte sie immer wieder ab. Wiewohl von Sumburgh bis Fair Isle (kleine Insel gerade in der Mitte zwischen Shetland und Orkney) und ohne Zweifel auch von dort bis Orkney immer entgegengesetzte Strömungen herrschen, so ist doch der Roust derjenige Theil des Stromes, der in geringer Entfernung vom Vorgebirge liegt und dessen Gewalt wahrscheinlich durch die Nähe der Küste und die Seichtheit des Wassers vermehrt wird“.

Man vgl. damit Str. 1132 (die Windstille) und beson-

ders 1133, wo es heisst: vier Tage lang und mehr stunden die Schiffe an einer Stelle, dass sie nicht von dannen konnten. Dazu hatten sie Nebel, der in jenen Gegenden auf der See sehr gewöhnlich ist und schrieben ihre schlimme Lage dem Einflusse von Magneten zu, was die Shetländer noch jetzt thun (vgl. Hibbert S. 564); Felsen nämlich, die mehr oder weniger nahe an die Oberfläche des Meeres heraufreichen, den Fluthstrom unterbrechen und dadurch die Anstauung riesiger Wellen verursachen, wird eine magnetische Anziehungskraft zugeschrieben, und in dieser Ansicht war der Beschreiber der Shetlandsinseln, Debes, (1673) derselben Meinung mit den Eingebornen: I have been assured, sagt Hibbert, that the Shetlanders, whose imaginations have conceived strange wonders, entertain similar notions of the existence of submarine magnetic rocks.

In Str. 1134 kommt nun der Westwind und befreit unsere Gudrunfahrer; natürlich, denn der Ostwind hätte sie in den atlantischen Ocean hinaus getrieben. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass, wenn wir die Orkneys und Katanes als Ziel der Fahrt annehmen, sie durch einen Südwind gerade an diese Stelle getrieben werden mussten, wo die Gegenwirkung des aufeinanderstossenden Golfstroms und Polarstroms die „brausende Strömung“ macht und dass nur ein Westwind sie wieder losbringen konnte. Sie segeln nun gerade auf Ormanie los, fallen aber in neue Noth (Str. 1137—39), indem sie in einen Weststurm gerathen; d. h. sie kommen dem immer stürmischen Pentlandsfrith zu nahe und ihr Glück ist nur, wie Fruote Str. 1139 sagt, dass der Wind aus Westen bläst, sie vom Frith abtreibt, und ihnen so gestattet, ihr Ziel an der Nordostspitze Schottlands, Cassiane, Cathannia endlich zu erreichen. Ich habe diese Partie ausführlicher behandelt, weil sich hier eine Reihe von zusammenhängenden Thatsachen verfolgen lässt, während die übrigen geographischen Angaben der Gudrun meist wirr

[1867. II. 2.]

und lose durcheinandergehen, was ohne Zweifel der Uebertragung aus Norwegen nach Nieder-, von da nach Oberdeutschland zuzuschreiben ist. Karadê, Karadië kann Cardigan sein, Salme vielleicht Solway, Hortland, Ortland dürfte das norwegische Hörðaland, Moren das norw. Moere sein, Campatille hatte ich für Entstellung von Kongahella, dem alten norwegischen Königssitz am nördlichen Ufer der Gautelf und hart an der ostgautischen Gränze. Bei der Uebertragung nach dem Niederlande kam dazu die zweite Hauptstadt Matelane zwischen Rhein und Maas, wie denn auch im Niederlande ein zweites Nortmore gefunden ist (Plönnies S. 308) und die Verwechslung der dänischen Hauptinsel Seeland mit der Inselgruppe Zeeland an der Scheldemündung kein Bedenken hätte. Sehen wir somit die Sage im Umkreise des norwegischen Reiches sich abspielen, so dürfen wir annehmen, dass sie dort auch ihre Weiterentwicklung gefunden hat, als deren Reflex die shetländische Ballade erscheint, die absolut keine andere als norwegische Herkunft haben kann; wir dürfen ferner annehmen, dass sie durch niederdeutsche Kaufleute aus Norwegen an die Schelde- und Rheinmündungen gekommen. Bergen war der Hauptsitz der deutschen Kaufleute, und wahrscheinlich durch diese gelangte die norwegische Gudrunsage nach dem Süden, wie umgekehrt die deutsche Dietrichssage durch sie nachweislich dem Norden vermittelt wurde. Ist meine Gleichung Campatille = Kongahella richtig, so muss die Bildung der Sage vor 1135 fallen; denn in diesem Jahre wurde Kongahella von einer grossen wendischen Raubflotte überfallen, geplündert und verwüstet, worauf es zur Unbedeutendheit herabsank. Damit stimmt denn auch die Erwähnung der Sage im Alexanderliede. Ich gehe nun zu unserer Gudrun über.

Die erste und zweite Strophe sind durch die dreimalige Setzung von *rich* in 5 Zeilen entstellt. Diess ist bis jetzt von Niemand hervorgehoben worden; hielt man es nicht

für auffallend oder glaubte man, für den Zudichter der Greifengeschichte seien solche Strophen gut genug? Ich könnte den zweiten Grund nicht gelten lassen, denn wenn auch diese Vorgeschichte für das eigentliche Gudrunwerk viel zu fabulos und poetisch zu unbedeutend ist, und daher von ihm getrennt werden muss, so darf sie doch mit anderen mhd. Produkten verglichen, nicht so gering geachtet werden, dass wir nicht versuchen sollten, sie von elenden Strophen zu befreien. Hier ist nun die Hülfe noch dazu äusserst einfach. In der zweiten Strophe ist *rîchen* ohnehin zu viel, der Vers verlangt nur: *Gêre dem künige*. In 1,4 lese ich *rîche* für *rîchen*, d. h. der Majestät ziemte ihre Minne, ein nicht ungewöhnlicher Ausdruck, für den ich zum Ueberflusse noch Gerhart 115, Crane 119 anführen kann. Im ersten Falle steht *krône* unserm *rîche* entsprechend (vgl. *roemiseh rîche* V. 112) *ein wîp·diu sînem lîbe / gezam und oueh der krône*. *rîche* in diesem Sinne musste der Schreiber missverstehen.

Str. 2,2. lese ich, *er het* streichend:

siben fürsten lant

dar inne het er recken . . .

Str. 3,4. 1. *daz ers möhte destē baz geniezen*.

Str. 6,4 1. *den edelen küniginnen was nâch Sige-
bande wê*.

Nicht seine Mutter kann gemeint sein; denn wenn Bartsch erklärt: „sie konnte ihn nicht entbehren“, so widerlegt das die nächste Zeile, wo sie ihm selber râth, ein Weib zu nehmen. Den Königstöchtern, die er *ze rehter sîner ê* minnen mochte, war nach ihm weh.

Str. 11,1. *bedecket* ist nicht zu dulden, es steht im vorausgehenden Verse von der *strâze* und kann nicht in einem Athem wieder von *bluomen* und *gras* gebraucht werden. Ein Wort, welches zertreten bedeutet (vgl. Str. 183), und dem Abschreiber als ein ausschliesslich mittelhochdeutsches nicht mehr geläufig war, muss hier gesucht werden. Ein

solches ist *geweten* oder *gewetet*, vgl. Otn. 383, *dô sach er daz grünen gras geweten* und überhaupt Mhd. WB. III, 535.

Str. 21,3. Hier das Komma zu tilgen und *lant* zum Genetiv zu machen, kann nicht angehen, ist auch gar nicht nöthig, denn es ist einfach als Accusativ zu fassen, von *zergaebe* regiert.

Str. 22,1 l. *inner drîen jâren*. Dass die drei Jahre die nächsten sind, versteht sich von selbst und ist ein Zusatz des Abschreibers.

Str. 23,4 l. *sah* für *sâhen*, vergl. Grimm DG. IV. 198 ff. und Str. 141 *jâ lônēt im mîn vater und mîn muoter*.

Str. 38,2 l. *daz man von wildem walde muose dâr getragen*. *wilden* und *walde* zu trennen, geht nicht an, noch weniger, den ganz spezifischen und bezeichnenden Ausdruck zu entfernen. Die Menge der zu fertigenden Sitze, will der Dichter sagen, war so gross, dass man im offenen Walde grünes Holz dazu schlagen musste.

Walt bedeutet eben auch, wie das gr. *ῥλῆ*, das lat. *materia* (daher der Name *Madeira*) Nutzholz, wie eine zweite Stelle der Gudrun klar zeigt, wo freilich erst der aus Vollmers Phantasie gewachsene, dann in Bartschs Verzeichniss der Eigennamen gewanderte *Westerwalt* als modernes Verderbniss zu beseitigen ist. In der Handschrift Str. 945 steht *fraw man sol wenden da zu dem vesten wald*. Da von Schiffbauen die Rede ist, wozu man Holz braucht und da Holz schlagen im Mhd. ausgedrückt wird durch: *den walt swenden*, so dürfte wohl auch ein Anfänger eingesehen haben, dass es sich hier nicht um Erfindung eines geographischen Namens, sondern nur um die Restitution des mhd. technischen Ausdrucks handeln kann. *vesten walt* wäre dann gar nicht unbedingt zu verwerfen, es würde einfach festes Holz bedeuten. Allein, da sich von selbst versteht, dass man zum Schiffbau festes und nicht weiches

Holz nimmt, der Ausdruck somit nichtssagend wäre, was wir in der Gudrun wo möglich vermeiden müssen, so lese ich *besten*, also: *vrouwe, man sol swenden dâ zuo den besten walt*.

Str. 40,4 ist etwas zu ergänzen, nicht *ir*, was sich auf die Ritter beziehen würde, sondern *der vrouwen*, vgl. Str. 36: *sô gib ich besunder fünf hundert vrouwen kleit. vrowen hat schon V*.

Str. 48,3. Hätten die Herausgeber die hässliche Wortstellung doch wohl ändern sollen in: *die varnde diet des mohte lüzzel dâ verdriezen*. Die Wortfolge, die der Abschreiber des 15./16. Jhd. seinem Redebrauch gemässer fand, kann uns bei Herstellung fließender Verse, und solche verlangt die Gudrun durchaus, doch nicht im Wege stehen.

Str. 52,4. Der Abschreiber hat hier durch Gleichmachung des Reimes *mâgen, phlâgen* den Sinn tief zerrüttet. Vergleichen wir alle übrigen Stellen des Gedichtes, wo von dem Verhältnisse edler Kinder zu ihren *mâgen* die Rede ist, so zeigt sich, dass sie immer von ihnen oder bei ihnen erzogen werden, eine Sitte, die besonders tief im altnordischen Leben wurzelt und dort auf Schritt und Tritt begegnet. Man vergl. besonders Str. 98. Hagene erzog sich selber, denn *er was aller sîner mâge eine* = er musste sich seine sämtlichen Mage ersetzen, ferner Str. 198, u. s. w. Es darf also in unserer Stelle nicht gesagt sein, dass die Freunde das Kind den Magen erziehen, denn beide zusammen erziehen es nur den Eltern, sondern es kann bloss von den *mâgen* als Erziehern die Rede sein, folglich muss der Nom. *mâge* stehen, was den Reimen der Gudrun bekanntlich auch sonst entspricht. Nun ist die Emendation einfach: *sus zugen ez mit vlîze sîne mâge*.

Str. 85,2 braucht *grôzez* nicht getilgt zu werden, wie E. V. B. thun. Man lese:

*Ine weiz von welken enden geflozzen über mer
kom zen steinwenden ein grôzez gotes her.*

Str. 91,3 l. *den wolte er an der zîte gerne hân vers-*
lunden. *Zît* als Dativ möchte ich der Gudrun nicht zu-
trauen.

Str. 99,2. Alle Herausgeber haben hier die *rûhen*
fische, ein Nonsens, von dem noch dazu nichts in der HS.
steht und der wahrlich nicht besser wird, wenn B. ihn auch
noch erklärt: „rauh wegen der Schuppen“. Im Binnenlande
gibt es keine Fische mit rauhen Schuppen, und die dorti-
gen Fische kann man ihrer Schuppen wegen nur glatt
nennen. Sollte man dem Dichter der *Greifenaventiuere*
etwa die Spitzfindigkeit zumuthen, er hätte die Seefische im
Gegensatze zu den glatten Süßwasserfischen sich *rauh* vor-
gestellt? Aber wir brauchen ihm gar Nichts zuzumuthen,
denn er hat uns hier das richtige Wort in richtiger mittel-
hochdeutscher Form überliefert, *rawhen* d. h. *râwen* =
rohen. Die rohen Fische konnte Hagene nicht geniessen,
weil seine Küche selten rauchte, d. h. weil er noch kein
Feuer hatte, welches er erst Str. 104 aus dem Felsen
schlägt.

Str. 108,4. Den Frauen bringt die Noth des Schiffes,
welches sie im Sturme erblicken, die Rettung; ich möchte
daher statt *frouwen* lesen *ferjen* = den Schiffern.

Str. 116,3. Diese Strophe hat das Schicksal gehabt,
ganz ausdrücklich missverstanden zu werden, wiewohl sie
einem der allgemeinsten mittelalterlichen Bräuche ihre Ent-
stehung verdankt. Gästen, die man ehren wollte, gab man
Kleider der Hausgenossen zum Wechseln gegen ihre eigenen.
Der Dichter kann also nicht mit B. gemeint haben: „sie
würden mir weise erscheinen, wenn sie diese ungewohnte
Umgebung als eine ihnen angethane Ehre betrachteten“, son-
dern er will einfach einen Witz machen: wären sie welt-
läufig (*wîse*) gewesen, so hätten sie die männlichen Pilger-

kutten, die ihnen so ungewohnt vorkamen und welche sie sich schämten, anzuziehen, als eine ihrem hohen Stande erwiesene Ehre (*wirde*) hingenommen.

Str. 121 lese ich

*Dô sprach der ritter edele: „got hât vil wol getân,
sît er iuch bî den mâgen niht enwolte lân;
ir sît mit sînen gnâden ûz grôzer nôt entbunden,
sît ich iuch, meide, sô schône hân an disem stade funden.*

Str. 127,1 l. ist sô stark dîn lîp.

Str. 130,4 wohl am einfachsten: *in herten stürmen
slahen unde vâhen.*

Str. 134,4. Hier darf nicht geholfen werden, indem man für *kêret umbe* das gleichbedeutende, aber metrisch richtige *wendet* setzt, was ausserdem auch noch widersinnig wäre, weil man ein Segelschiff nicht wie einen Wagen oder einen Dampfer plötzlich wenden kann. Der Hauptgrund ist übrigens noch der, dass der Schreiber der Ambraser HS. sicherlich *wendet* ebenso gut verstanden hätte, als *kêret umbe*. Entfernen wir den unerlaubten Auftakt *kêret*, so erhalten wir das Richtige *der volge mîner lêre / umbe iuwer segele, daz man gegen Irlande kêre*; denn das Schiff ist wieder ein tautologisches Einschiebsel des Abschreibers, der den mhd. Gebrauch des absoluten *kêren* nicht mehr recht kannte, wiewohl er es zwei Strophen weiter unangetastet gelassen hat: *die selben schifliute muosten dô gên Irlande kêren.*

Str. 138,4 l. *türne driu hundert*, was einen wohlklingendern Vers gibt.

Str. 143,4 l. *vór an mîner brüsté bevînde. vór án* ist zu hart.

Str. 148,1 l. *Dô Uoten der vrouwen ditze wart geseit* im Anschlusse an die HS.

Str. 151,3 l. *wer im ein grûezen taete*, fließender.

Str. 152,1 *sîn in sîn lant* ist besonders hässlich. Ich

lese *der küneec in willekomen hiez wesen in sîn lant*, da ich mich nicht an dem stumpfen Schlusse des ersten Halbverses *willekomen* stosse, der ja durch Stellen bewiesen wird, wo man z. B. statt *nern* ein vermeintliches *nerjen* setzen muss, um einen scheinbar klingenden Ausgang zu bekommen. Es ist das sicher einer der Punkte, wo man besser thäte, bei dem, was Lachmann gesagt, stehen zu bleiben.

Str. 153,2. Zu *gemach* bemerkt B. „Bequemlichkeit, bequeme Gelegenheit; der Begriff der Absonderung liegt darin“. Ich bezweifle, ob dadurch der Sinn der Stelle deutlich werde. Der König sollte die Leute zurücktreten heissen, damit sein Sohn Hagene mit Anstand seine Brust entblössen und seine Mutter das Kreuzzeichen auf der Haut sehen konnte.

Str. 155,3. Die Herausgeber E. V. B. haben hier wieder das Adjectiv vom Substantiv durch die Cäsur getrennt, was auf jede Weise zu vermeiden ist. Man lese

*von sînes herzen liebe / ûz sînen ougen vlôz;
im viel der heizen trähene / dâ zetal genuoc.*

Str. 159,4 l. *sît* wurden sie *ze vînde / dên* von *Irlande nimmer mêre*. Ob man die nhd. Wendung: mit einem Feind oder Freund sein, schon im Mhd. gebraucht hat, bezweifle ich einstweilen.

Str. 177. *sie sprâchen, sie frâgten* ist eine unerträgliche Tautologie, zudem steht *sprach* am Anfange der vorigen Strophe und im dritten Verse der vorliegenden noch einmal. Man lese:

*Wer diu vrouwe waere, des frâgten sîne man,
diu vor sînen helden ze hove solde gân.*

Str. 196,3.4. Da *vorgetane* bis jetzt nicht gefunden ist, so darf man wohl eine kühnere Vermuthung wagen. Ich lese, indem ich *er hiez* aus der letzten Zeile, wo es überflüssig steht, heraufziehe:

er hiez von sînen vorhten nâhen unde verren

Vâlant aller künige . . .

vorhten ist die Furcht, welche man vor Hagenen hatte, vgl. Mhd. WB. III. 385, b. Noch näher läge *vorhtsame*.

Str. 208,1. Der zweite Halbsvers ist ebenso schlecht bei V. *im dient wazzer unde lant* als bei B. *wazzer unde lant*, die ausser der Construction stehen sollen und dgl. Statt *wazzer* ist einfach *mer* zu setzen, *im diente mer unt lant*, vgl. Str. 1669. Dass ich hier *unt* setze, gründet sich auf Lachmann, der zu den Nibel. 934,2 bemerkt: „Die Lesart von A darf man aussprechen *an uns sorge unt leit*. Denn gerade vor *l* wird *unde* auch an dieser Versstelle verkürzt, bei Walther v. d. V. vor keinem anderen Consonanten als *l*“.

Str. 233. 1. *Er frâgte, ob er fûeren solde mit im dan helm unde brünne od iemen sîner man.*

der boten sprach dô einer: wir enhôrten niht daz er bedôrft recken u. s. w.

Str. 246,4 finde ich nur eine kleine Aenderung des Ueberlieferten nothwendig:

der mîns gemaches vâret, der sol die selben triuwe von mir dulden = dem will ich Gleiches mit Gleichem vergelten, darum müsst auch ihr beide als Boten mit mir fahren.

Str. 249,2. *ein schif von ciperboumen* kömmt mir verdächtig vor. Warum sollte ein Schiff vom Trauerbaum fest und gut sein? Ich lese *cêderboumen*, denn der Ceder wird die Eigenschaft beigelegt, nicht von Würmern angegriffen zu werden, gerade was ein Seeschiff am meisten braucht. Dass sie im Lande der Hegelinge weder Zedern noch Cypressen zum Schiffbau hatten, braucht den Dichter nicht zu kümmern.

Str. 260,3. Für *winters* braucht nicht *meien* gesetzt zu werden, man lese *nâch des winters zîten* oder vielleicht dem Texte näher: *von des w. z*, von in temporalem Sinne.

x. d. v. m. w. e. frage!

y. p. 374.

Str. 264,4. 1. *wurden wol mit silber gebunden.*

Str. 271,4. 1. *jâ wâren sie des künec Hetelen künne.*

Str. 281,2.3. möchte ich lesen: *daz man daz magedin mit strîte erwerben solde, ob sîn geschæhe nôt.*

Ueber den Ausdruck *nôt geschicht* vgl. Mhd. WB. II, 408 Nr. 4. Mit List und Streit zugleich konnten die Gewaffneten doch die Maid nicht erwerben sollen. Z. 4 könnte man willige lesen, um den eigenthümlichen metrischen Bau der 8. Halbzeile herzustellen, vgl. Grimm DG. III, 115.

Str. 288. Diese Strophe ist sehr wichtig, denn in ihr deutet der Dichter auf eine andere Fassung der Sage hin, die er verwirft. Es handelt sich um die richtige Deutung von *Polay*. Erwägt man, dass im 15. Jhd. *n* mit dem zweiten Striche nach unten verlängert vorkömmt, so ergibt *Polay Polan*, wohin also die andere Sage den Königssitz Hagenes verlegte, *tobelîche*, meint der Dichter, denn nach Polen hätten die Hegelinge nicht 1000 Seemeilen zu fahren gehabt, wie nach Irland. Lassen wir *Polan* gelten, so dürfte die ganze Strophe so zu lesen sein:

*Sie het wol tûsent mîle daz wæzzer dar getragen
hin ze Hagenen bîrge, swie wir hoeren sagen,
daz er herre waere ze Pôlân lasterliche.*

sie liegt tobelîche, ez enist dem maere niht gelîche.

Eine Andeutung, wie die Sage den Hagene nach Polen verlegen konnte, findet sich bei Saxo Grammaticus. Er macht den *Höginus*, einen jütischen Unterkönig (*regulus*) zum Vasallen des Frotho III, dem er im Kriege gegen die Slaven hilft, nach deren Besiegung Frotho ihr Land an seine Unterkönige vertheilt. Es wäre möglich, dass man auch dem Höginus eine slawische Provinz zugetheilt und dass daraus in einer weiter fortgesponnenen Erzählung Polen geworden. Diess wird wohl die einzige Stelle sein, in der ich von Haupts Gudrunemendationen abweiche.

(Der Schluss im folgenden Hefte).
